

★

In London endet an diesem Wochenende die Fußballweltmeisterschaft, an der 16 Teams teilnehmen, die nicht im FIFA-Weltverband vertreten sind. Auf dem Rasen spielen Nationalspieler kleiner Länder und Provinzen, aber auch Amateurspieler aus London, die für ihre Herkunftsregionen antreten. Wir stellen sechs davon vor.



Eines der ersten Tore der ConIFA-WM 2018 im Londoner Queen Elizabeth II. Stadion schoss Nordzypern in der Partie gegen Transkarpatien.

Foto: imago/ZUMA Press/Kieran Galvin

Kick it like Barawa!

Vor der FIFA-WM in Russland trugen die nicht anerkannten Länder ihre Fußballweltmeisterschaft aus: In London spielten Tuvalu, Matabeleland, Abchasien und andere auf. *Von Julien Duez, London*

Kommst du mit in den Pub? Ich brauche jetzt einen Drink«, seufzt Furo Davies. Er ist sauer. Es ist kurz nach 20 Uhr und der riesige Stürmer der Auswahl von Ellan Vannin – keltisch für Isle of Man – hat vor ein paar Stunden im Londoner Coles-Park-Stadion zusehen müssen, wie seine Fußballerkollegen gegen die »Gastgeber« von Barawa 2:0 verloren. Er war verletzt und konnte nicht eingreifen bei dieser bitteren Niederlage. Die Kicker von der Kanalinsel haben nun keine Chance mehr, das Viertelfinale der Weltmeisterschaft noch zu erreichen.

Doch für die Zuschauer im Stadion spielt die Traurigkeit der Inselbewohner keine große Rolle. Das Turnier geht weiter. Nach der Niederlage von Furo Davies' Ellan-Vannin-Fußballern gibt es auf dem Feld des Coles Park, wo normalerweise ein Landesligaverein kickt, das vielleicht romantischste Spiel der ConIFA-WM: Tuvalu trifft auf Matabeleland – eine Partie, die klingt wie ein Reggae-song. Für dieses letzte Match der Gruppenphase sind Hunderte Fußballfans gekommen, denn es gilt, die beiden größten Außenseiter dieser dritten ConIFA-WM zu unterstützen. Die einen kommen aus einem Inselstaat im Pazifischen Ozean, die anderen aus dem Westen von Simbabwe. Beide Mannschaften sind schnell zu Publikumsbeliebten geworden, auch wenn sie sich kaum Hoffnung machen dürfen auf den großen Titel: Weltmeister der nicht von der FIFA anerkannten Nationen.

Per Spende zur WM
Insbesondere die Geschichte der Ingungqu – übersetzt Kampfvogel – aus Matabeleland hat die Zuschauer tief berührt. Wenige Wochen vor dem Turnier wussten die Männer aus Simbabwe noch nicht, wie sie die Reise nach England bezahlen sollten, erzählt ihr Trainer Justin Walley. Doch dann lief das Crowdfunding an und dank der internationalen Kampagne sind sie nun London dabei.

Auf den Tribünen sind viele Matabeleland-Trikots zu sehen. »Ich habe es online bestellt. 35 Pfund, die halben, der Mannschaft die Reise zu zahlen«, erzählt einer der Zuschauer, der in London geborene Shaun. Neben ihm singt und tanzt Sisa. Sie wohnt

ebenso in der britischen Hauptstadt – stammt aber aus Matabeleland. Ihre traditionelle Tracht trägt sie mit viel Stolz bei jedem Spiel: »Es ist so selten, Menschen unserer Provinz hier zu sehen. Das freut mich sehr.«

Dann stimmt sie den Fangesang an: »Matabele, yaba yaba yaba!« Und die ganze Tribüne singt mit, ob Afrikaner oder Europäer – alle zusammen. Als nach 90 Minuten die Ingungqu mit 3:1 gewonnen haben, packt Julie ihre Fahne ein. Die geborene Tuvalu ist natürlich enttäuscht. Dann geht sie zum Spielfeldrand und wechselt ein paar Worte mit den Spielern, bevor diese zum Hotel zurückfahren. Die Spieler aus Tuvalu freuen sich besonders, ihre Fans zu treffen, wenn sie 15 000 Kilometer von der Heimat entfernt spielen.

Weltverband der Kleinen
Wer bringt eigentlich so unterschiedliche Fußballteams zusammen – eine pazifische Nation, die bei den Vereinten Nationen anerkannt ist, und eine afrikanische Region, die in den 1980ern ethnische Morde erlebt hat und heute von Simbabwe unabhängig werden will? Die Antwort heißt ConIFA: eine gemeinnützige Organisation, die 2013 in der Sápmi-Region in Nordskandinavien gegründet wurde. Sápmi beschreibt das Siedlungsgebiet der indigenen Samen.

ConIFA-Generalsekretär Sascha Düerkop erklärt, worum es geht: »Bei der FIFA sind die Regeln nicht so klar, was ein Land ist und was nicht. Frankreich und Palästina sind beispielsweise gleichberechtigte Mitglieder. Unser Ziel ist es, jenen einen Raum zu bieten, die nicht FIFA-Mitglied sein können«, erläutert der deutsche ConIFA-Mitgründer. »Das heißt, bei uns sind nicht anerkannte Nationen dabei, aber auch anerkannte Nationen, die zu klein sind, um der FIFA beizutreten, ebenso Fußballer in der Diaspora und kulturelle Minderheiten.« Ein Blick auf die aktuell 47 ConIFA-Mitglieder zeigt sehr unterschiedliche Profile: Von Tuvalu bis Matabeleland, von Westarmenien bis Abchasien. »Was wir Nicht-FIFA-Fußball nennen, hat immer existiert. Die ConIFA gibt ihm eine solide Struktur, um Fußball spielen zu dürfen«, so Düerkop weiter.

Alle zwei Jahre organisiert der Verband seine eigene WM. 2018 sind die

Barawa, die in London etablierte Diaspora einer südsomalischen Region, die Gastgeber. »Zum ersten Mal haben wir sechzehn Teilnehmer, die in vier Gruppen aufgeteilt sind«, freut sich der schwedische ConIFA-Präsident Per-Anders Blind bei der Eröffnungspressekonferenz im Keller eines modernen Hotels im Nordwesten von London, wo alle Teams übernachten, ganz wie in einem olympischen Dorf. »Jedoch möchten wir für die Zukunft eher regionale Wettbewerbe entwickeln, statt die Anzahl der WM-Teilnehmer weiter zu erhöhen.«

Nachbarn aus aller Welt
Beim Eröffnungsspiel zwischen Barawa und Tamil Eelam, das im Hayes-Lane-Stadion im südlichen Stadtbezirk Borough of Bromley ausgetragen wird, sind 350 Medienvertreter aus aller Welt dabei. Das Spiel wird wie alle andere Partien kostenlos online übertragen. Schiedsrichter der Eröffnungspartie ist der ehemalige FIFA-Superstar-Referee Mark Clattenburg. Alle Delegationen sowie ein paar hundert Zuschauer sind dabei. Es wird gebrüllt: »Barawa! Barawa!«

»Endlich erfährt die Welt, wer wir sind«, freut sich ein Mädchen aus der somalischen Gemeinschaft. Zusammen mit ihrer Familie ist sie nach Bromley gekommen, um ihre Jungs souverän 4:0 siegen zu sehen.

Was dem Turnier indes wirklich fehlt, sind typische Speisen aus den einzelnen Regionen. Statt Krebse aus Tuvalu oder Sadza-Maisbrei aus Matabeleland gibt es bei dieser WM fade englische Stadionkost: Ein Stück Pie oder ein Sandwich, dazu ein halber Liter Lager. Doch die gute Stimmung entschädigt den Fußballfan. Die Mischung auf den Rängen ist bunt: Hipster sitzen neben Groundhoppern und Spieler neben Einheimischen, die es wiederum toll finden, neben echten »Internationalen« zu sitzen. »Die Somalier kenne ich, einer meiner Nachbarn stammt aus Mogadischu. Die Tamil kenne ich auch, mein Lebensmittelhändler ist aus Sri Lanka. Aber ich wusste nicht, dass sie auch ein Fußballteam haben«, scherzt Paul, der hier normalerweise die Spiele des Bromley FC besucht.

Trainiert wird gemeinsam
Ein paar Stunden früher gibt es etwa zwanzig Kilometer von Bromley ent-

fernt schon die ersten WM-Spiele. Im Gander-Green-Lane-Stadion treffen Ellan Vannin und Kaskadien, eine Region im westlichen Nordamerika, aufeinander. »Am Vortag haben wir zum ersten Mal gemeinsam trainiert«, sagt James Riley, der Mannschaftskapitän der Kaskadier. »Die Hälfte des Kaders kommt aus Nordamerika, der Rest aus Europa. Das wird schwer.« Und tatsächlich gewinnt die Isle of Man das Spiel souverän mit 4:1.

Da es bereits um zwölf Uhr mittags angepöf wurde, sind nur etwa einhundert Zuschauer in der Tribüne. Während der ersten Halbzeit darf nur Tee ausgeschenkt werden. Das stört Trevor nicht. Strohhut auf dem Kopf, schickes Sakko auf den Schultern, der Mann zieht alle Blicke auf sich. »Ich bin gerade aus Seattle gelandet. Mein Flug war verspätet und ich konnte nicht pünktlich hier sein«, sagt er mit einem breiten Lächeln. Er schwenkt eine riesige Fahne.

Léo schaut ihm belustigt zu. Der junge Franzose kommt aus der Bretagne, arbeitet aber in London und ist da, um Ellan Vannin zu unterstützen: »Die Manxmen von der Isle of Man sind wie wir Bretonen ein keltisches Volk. Die Bretagne ist leider kein Mitglied der ConIFA, aber wir haben eine Art Bruderschaft mit der Isle of Man. Deswegen stehe ich hinter ihnen. Und ich freue mich sehr auf ihren Sieg.« Ellan Vannin zählen zu den Favoriten des Turniers.

Am besten keine Politik
Die unterschiedlichen Kulturen spielen natürlich eine große Rolle bei der ConIFA-WM, doch die Politik auch, obwohl die Organisation für Neutralität stehen will. »Wir wissen, dass unsere Mitglieder politische Forderungen haben«, so Generalsekretär Düerkop. »Aber wir erlauben ihnen nur, ihre Fahnen zu schwenken und ihre Hymne zu singen. Mehr geht nicht. Die Vereinsoffiziellen dürfen natürlich politische Reden halten, aber nicht im Namen des Teams oder der ConIFA.«

Doch an diesem sonnigen Nachmittag wird das Queen-Elizabeth-Stadion von Enfield Town nicht nur zu einer echten politischen Bühne, es erlebt auch noch einen historischen Tag. Um die kleine Arena am Rande Londons zu erreichen, braucht man

aus dem Stadtzentrum etwa anderthalb Stunden. Um so begeisterter jubelt der Stadionsprecher eine Bestleistung ins Mikrofon: »Ihr seid heute 1200 Zuschauer. Das ist der absolute Rekord in der Stadiongeschichte!«

Auf dem Rasen stehen sich Nordzypern und Tibet gegenüber. Für dieses Spiel wurden die meisten Karten verkauft. Der Anpfiff muss wegen des Andrangs von Fans beider Seiten sogar um eine Viertelstunde verschoben werden. Fahnen, Trommeln, traditionelle Musikinstrumente, Lieder auf Türkisch oder Tibetisch – das Stadion bebt. Die Stimmung ist exzellent. Keine Rivalität, beide Fan-Lager feiern gemeinsam und das Ergebnis (3:1 für den türkischen Teil Zyperns) kümmert sie nur wenig. Auf der Presstribüne probiert ein Kollege zu witzeln: »Das Spiel Abchasien gegen Transkarpatien (die ungarische Minderheit der Ukraine, d. Red.) war Putin gegen Orban. Jetzt haben wir Dalai Lama gegen Erdoğan!«

Sogar ein Skandal
Die meisten Spieler interessieren die Politik nicht besonders: »Ich verstehe nicht, warum die Medien unbedingt über Politik reden wollen. Das nervt! Können die nicht einmal auf Fußball fokussieren?«, fragt Furo Davies, der Spieler von der Isle of Man, ehe er gen Pub verschwindet. Es zähle doch in Wahrheit nur die Schönheit des »beautiful game«.

Das Turnier ist für ihn und seine Kollegen aus Ellan Vannin vorbei. Seine Mannschaft beschert der ConIFA-WM am Ende aber sogar noch ihren Skandal: Weil Barawa einen Spieler eingesetzt hat, der nicht auf dem offiziellen Spielerbogen stand, die ConIFA das Spiel aber dennoch wertete, verließ das schon ausgeschiedene Ellan Vannin das Turnier noch vor dem Finale am Samstag. Geplant war, bis zum WM-Endspiel in London zu bleiben.

Auf Twitter folgten gemischte Reaktionen. Ein Nutzer schrieb, dass es doch die Rolle der ConIFA sei, eine Art Anti-FIFA zu sein. Mit ihrer Entscheidung, die Barawa nicht zu bestrafen, hätte ConIFA ihr Wort gebrochen.

Doch ist das nicht die wichtigste Lehre dieser Veranstaltung: Dass niemand, absolut niemand, je perfekt sein kann?

Die Mischung auf den Rängen ist bunt: Hipster sitzen neben Groundhoppern und Spieler neben Einheimischen, die es wiederum toll finden, neben echten »Internationalen« zu sitzen.